

Die Kunst des Handmähens

Autor(en): **Manser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **295 (2016)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-583138>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kunst des Handmähens

FRIEDRICH MANSER

Die Landwirtschaft hat sich in den letzten sechzig Jahren auch im Appenzellerland grundlegend verändert. Im Vergleich zur Industrie, wo die Mechanisierung bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt hat, haben sich die Maschinen in der Landwirtschaft erst in den letzten sechzig Jahren durchgesetzt und die Handarbeit fast ganz verdrängt. Der Autor hat diese Veränderungen in der landwirtschaftlichen Arbeitsweise selber erlebt und beschreibt sie aus eigener Erfahrung.

Das Mähen mit der Sense war früher die einzige Möglichkeit zur Ernte des Grases, des wichtigsten Futtermittels in der Hügel- und Bergzone. Die Mäharbeit mit der Sense verlangt Können und Gespür wie sonst wohl nur das Käsen. Noch grösseres Können verlangt nur noch das Dengeln. Wer als Bauer ein schlechter oder nur mittelmässiger Mäher war (wie mein Grossvater), war wahrlich ein armer Mann. Mein Vater war ein vorzüglicher Mäher, nur zwei, drei meiner Verwandten und Nachbarn waren ihm ebenbürtig. Der gute Mäher lässt die Sense immer auf dem Boden gleiten, die Sensenspitze sirt vom rechten Fuss durch die Halme von Gras, Farn und Getreide, bis der Rückteil der Sense, der sogenannte

Bart, den linken Fuss erreicht. Dann rückt die Sense auf dem Boden wieder nach rechts und schneidet weiter.

Hochwertige Sensenblätter werden von Hand geschmiedet. In mehr als zwanzig Arbeitsschritten entsteht das Sensenblatt unter mehrmaligem Erhitzen auf Schmiedetemperatur. An der Sense unterscheidet der Schmied Hamme, Warze, Dengel, Schneide, Spitze und Bart, wobei der Anstellwinkel des Sensenblatts für das Schneiden entscheidend ist. Billige Sensenblätter sind maschinell gestanzt oder gewalzt und zeigen eine deutlich geringere Mähleistung, da sie dicker sind. Aber nicht nur das Sensenblatt, auch der Werb (Worb, Wurf, Sensenbaum, Sensenstiel) ist vielgestaltig und ausgeklügelt. Der Griff verdient bei den Sensen im Alpsteingebiet besondere Beachtung. Er wird aus Stammholz mit angewachsenem Ast aus einem Stück geschaffen. Dieser hölzerne Werb ist erstaunlich leicht und stabil. Je nach Alter und Grösse des Mähers sind Sensenblatt und Werb unterschiedlich gestaltet.

Eine Sense mäht etwa vier Zentimeter pro Schnitt. Das Gras bildet links eine gleichmässige Mahde. Als im Zweiten Weltkrieg und bis 1947 im Appenzellerland Getreide angebaut

und geerntet wurde, wurden dafür Sensen mit einem Reff verwendet. Das war ein korbähnlicher Aufbau am Werb, damit die Halme garbengerecht zu liegen kamen.

Sensen sind laut historischen Forschungen seit dem 9. Jahrhundert in Gebrauch. Gegenüber der bis dahin verwendeten Sichel ist die Sense ein grosser Fortschritt. Der Mäher kann fast aufrecht mähen; er muss die Halme nicht mehr mit der Hand festhalten und kann seine Leistung um das Zehnfache steigern. Die Sense erleichterte damit die Ernte wesentlich.

Beim guten Mäher ist die frisch gedengelte Sense durchgehend scharf wie ein Rasiermesser. Wird sie durch das Gras geführt, so verliert sie nach etwa zehn Metern ihre Schärfe. Selbst das weich wirkende Gras schadet der stählernen Schneide; vielleicht ist es die darin enthaltene Kieselsäure, die die Schneide stumpf werden lässt. Das Mähen braucht immer mehr Kraft. «Tüend wetze!», ermahnte uns jeweils der Vater. Also machten wir uns ans Wetzen: mit einem Grasbüschel den grössten Schmutz wegwischen, mit Daumen und Zeigefinger von der Spitze zum Bart die letzten Erdreste abstreifen; ein Griff zum Wetzsteinbehälter aus Horn,



Streue-Genossenschaft Wildhaus beim Mähen im Birkenmoos, 1923.

Holz oder Metall, der mit Wasser und nach Belieben mit etwas Essig gefüllt ist und der Wetzstein liegt in der Hand. Aus Siliciumcarbid bestehend weist er beinahe Diamanthärte auf. Damit streicht der Mäher zügig zwei- oder dreimal innen und aussen der Schneide entlang, Dann ist die Sense für weitere zehn Meter scharf.

Im Hügelland mäht der Köhner immer in der Falllinie. Entlang der Höhenlinien zu mähen, ist anstrengender, weil die Hüfte stets schräg steht. Zudem rutschen die Füße abwärts leichter als seitwärts. Die Mäharbeit dauert in der Regel vier bis sechs Stunden. Bei jedem Schnitt rutschen die Füße abwechselungsweise um etwa fünf Zentimeter nach vorne und nach unten. Es bilden sich dadurch weithin sichtbare Fussgleitspuren. Nur beim Mähen an steilen Hängen trugen wir Schuhe. Ansonsten verrichteten wir alle Erntearbeiten barfuss.

Wenn der Mäher unten am Wiesenstück angelangt ist, trägt

er die Sense auf dem Rücken nach oben und beginnt nach erneutem Wetzen mit der nächsten Mahd der Falllinie entlang hinunter. Beim Mähen wird immer die gleiche Rumpfdrehung gemacht, was auf Dauer unglaublich anstrengend ist. Der Aufstieg bietet die nötige Erholung.

Ein Mäher kommt bei einer Mähbreite von 1,7 Metern pro Vormittag auf etwa eine Jucharte (36 Aren = 3600 m², oder ein Quadrat mit 60 Meter Seitenlänge). Früher mähte man wenn möglich nur am Abend oder am Vormittag und mied die Tageshitze. Prinzipiell mäht man am besten taunasses Gras.

Ameisenhaufen, Mäusehaufen, Erdhaufen, Steine, Pfähle und Rindenteile behindern das Mähen stark. Die Schneide wird sofort stumpf. Wenn Kühe weiden, bilden sich bei durchnässtem Boden schnell Trittlöcher. Damit die Wiese besser gemäht werden konnte, haben wir als Kinder tagelang mit einem hammerartigen Holzschlägel auf die durch die Tritte verursachten

Unebenheiten geschlagen und den Boden flach geklopft.

Nach längerem Einsatz hilft das Wetzen allerdings nicht mehr. Es muss gedengelt werden. Nicht jeder Bauer kann gut mit der Sense mähen, und nicht jeder Mäher kann gut dengeln. Deshalb gab es früher sogenannte Dengelmannen, die von Hof zu Hof zogen und den Bauern die Sensen dengelten: Mit einem bombierten Hammer, dem Dengel- oder Sensenhammer, wird die Schneide der Sense auf einem schmalen Dengelamboss kalt verformt. Das verdünnt und härtet die Schneide. Dabei darf sich das Eisen nur rechtwinklig zur Schneide ausdehnen. Denn sonst bilden sich Wellen (Flötte) in der Schneide, die das Wetzen erschweren, so dass die Sense nicht überall richtig scharf wird. Mit mechanischen Dengelmaschinen erreicht man per Hand- oder Fussdruck auch eine Verdünnung, aber auch damit kann man die Schneide verbiegen.

Das Dengeln erledigten die Bauern früher meistens am



Streue-Genossenschaft Wildhaus, 1923.

Abend und im Schatten. Es braucht gute Augen, einen nassen Dangelhammer, eine feste Hand, um das Blatt genau waagrecht auf dem Amboss zu halten, und viel Geduld. Tack, tack, tack tönt es kilometerweit. Der Vorgang dauert eine knappe Stunde. Dann ist die frisch gedengelte Sense wieder einsatzbereit. Vorausschauend richteten die Bauern früher bei Regenwetter drei bis vier Sensen, um bei Heuwetter gerüstet zu sein.

Wie der Bub mit Vorteil zuerst an einer günstigen Kuh melken oder auf einem alten Pferd reiten lernt, so soll der Anfänger zuerst nasses, junges Emd auf ebener Wiese mähen lernen. Verholztes, farndurchwachsenes Ried auf steilem, unebenem Boden ist dem Fachmann vorbehalten. Am besten mäht man stehende Halme. Sind sie durch Wind oder Regen oder von Menschen

oder Tieren zu Boden gedrückt, mäht man so, dass die Halme vom Mäher weg zu liegen kommen. Sonst schleift die Sense über die liegenden Halme hinweg, ohne sie abzutrennen. Wenn auf steilem Gelände das Gras aufwärtsliegt, hilft nur Mähen nach oben. Um das Umknicken des Grasses zu vermeiden, durften wir Kinder nie ins hohe Gras hinein.

Ein guter Mäher schneidet alle Halme auf gleicher Höhe ab. Das erleichtert die folgende Rechenarbeit merklich.

Wenn früher der Mäher mit der Sense per Velo seinen Arbeitsort wechselte, zerlegte er die Sense mit dem Hammer in Sensenblatt und Werb und lud alles in eine Chreeze (aus Holzstäben bestehendes Traggerät), die er auf den Rücken nahm. Mit ein paar Schlägen auf den Eisenring am Bart verband er Sensenblatt

und Werb wieder und konnte das Mähen am neuen Ort fortsetzen.

Heutzutage werden bestenfalls steile Borte mit der Sense gemäht. Für alles übrige werden Motormäher eingesetzt. Alle Mäher mit Ausnahme der Kreiselmäher und der Motorsensen schneiden die Halme mit einem Fingermähbalken ab. Das Messer besteht aus einem Eisenstab mit aufgenieteten, A-förmigen, seitlich geschliffenen Eisenplättchen. Diese Mechanik wurde schon vor der Motorisierung erfunden und zur Vollendung gebracht. Die Hin- und Herbewegung des Mähmessers wurde ursprünglich durch den Radantrieb ermöglicht. Wie andere Geräte wie Gabelwender oder Bindemäher wiesen diese Mähmaschinen grosse Eisenreifen auf. Gezogen wurden sie von Zugtieren. Auf grossen Betrieben in den USA wurden dafür schon vor 150 Jahren mehrere Pferde eingespannt. Noch 1950 waren pferdegezogene Mähmaschinen in Gebrauch, ein Aufbaumotor trieb nur das Messer an. Seither hat sich die Landtechnik vielfältig weiterentwickelt. Im Appenzellerland sind heute die verschiedensten Geräte zu beobachten: vom nostalgischen Einachser bis zum Grosstraktor mit Anhänger zum Ballenpressen.

Friedrich Manser, geboren 1941, ist in Unterschlatt/Appenzell aufgewachsen und lebt seit 1965 als Reallehrer in Wilen bei Wil. Im Frühling 2017 erscheint im Appenzeller Verlag ein Sachbuch von ihm mit dem Titel «Öberefahre».